

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Thiel, Sie wurden 1932 in einen sehr multi-ethnischen Kontext hineingeboren. Können Sie etwas über das soziale Milieu Ihrer Kindheit berichten?

Ich wurde in der Vojvodina geboren, im heutigen Serbien. Das Multi-Ethnische war bei uns eine Selbstverständlichkeit. Mein Heimatdorf hatte über 5000 Einwohner und war, außer von deutschsprachigen, von serbischen, slowakischen, ruthenischen und ungarischen Dörfern umgeben. In der Schule, wo ich mit über 60 Jungen in einer Klasse war, lernte ich Serbisch und ab 1941 Ungarisch, während in meiner Familie und in der Kirche ein altes Deutsch gesprochen wurde. Mein Elternhaus war katholisch – ich erinnere mich zum Beispiel an die Missionszeitschriften, die meine Eltern erhielten, und an die Vorträge der durchreisenden Missionare. Ihre Erzählungen erschienen mir immer wie ein Fenster zur Welt; das war ein erster Anstoß für meine spätere berufliche Ausrichtung.

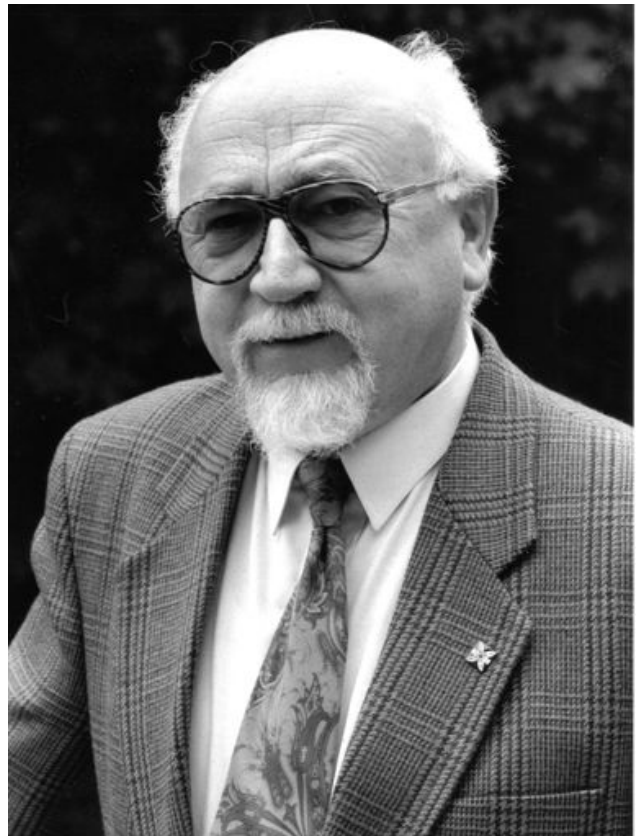
In der Zeit des jugoslawischen Königreichs waren alle offiziellen Schriftstücke serbisch und in kyrillischer Schrift abgefasst. Deutsch sprach man zu Hause und in der Kirche. Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gab man uns mehr Rechte, so wurde zum Beispiel in der Volksschule Deutsch gesprochen.

Mein Vater war Tischler, er hatte einen kleinen Betrieb. Eigentlich wollte er Priester werden, doch durch die Wirrungen des Ersten Weltkrieges wurde das vereitelt. Anschließend war er zu alt für diese Ausbildung und so ist dann sein jüngerer Bruder Priester geworden. Ich selbst wurde von meinem Vater in Sachen Bildung immer sehr gefördert, so hat er mich in die Stadt auf Gymnasium geschickt. Wir lebten ja auf dem Land und da gab es keine weiterführenden Schulen. Ich habe später oft gesagt, ich könnte mein eigenes Dorf mit den gleichen Methoden beschreiben, wie ich ein afrikanisches Dorf beschreibe. Mein Heimatdorf war ständisch gegliedert: Da gab es die Tagelöhner und Knechte als unterste Schicht, dann kamen die Handwerker und Händler, dann die Bauern. Schließlich gab es noch die „Herreleit“. Dazu gehörten Lehrer und Lehrerinnen, Nonnen, Priester, Ärzte, Apotheker, Beamte. Man lebte und heiratete normalerweise in seiner Schicht. Wer konnte, versuchte, in eine höhere Schicht aufzusteigen.

Nach vier Jahren Volksschule sind drei Schüler meiner Klasse aufs Gymnasium gekommen. Das war schon während des Krieges. Mein Vater schickte mich auf ein ungarisches und nicht auf ein deutschsprachiges Gymnasium; da diese seiner Meinung nach von Nationalsozialisten beeinflusst wurden. Mit Ostern 1944 war der Unterricht zu Ende, da die Sowjetarmee näher rückte. Ich begann bei meinem Onkel eine Schlosserlehre. 1946/47 arbeitete ich als Lagerinsasse als Maschinenschlosser in einer großen Mühle. Ich hatte meist die zweite Nachtschicht. Dabei gab es für mich viel Zeit zu lesen. Ich bevorzugte Abenteuerromane, wie etwa Karl May oder Friedrich Gerstäcker. Und das Abenteuer spielte auch in meiner späteren Berufswahl eine gewisse Rolle.

Dachten Sie damals schon daran, mal an einem anderen Ort zu leben?

Nein, das war überhaupt nicht abzusehen. Meine Mutter war mit uns Kindern - wir waren damals sechs - im März 1945 ins Konzentrationslager Gakovo, nahe der ungarischen Grenze, gekommen. Mein Vater war bereits 1944 nach Russland zur Zwangsarbeit deportiert worden. Ich selbst hatte nach einem halben Jahr das Sammellager verlassen und mich in



Interview vom 31.03.2009, durchgeführt in der Frankfurter Privatwohnung von Josef Franz Thiel (Freigabe durch J.F. Thiel am 04.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

das Arbeitslager in der Mühle eingeschmuggelt. Der slowenische Verwalter der Mühle war froh, einen weiteren Schlosser zu haben. Nach über zwei Jahren in Lagern wollten wir nach Ungarn fliehen, da es für uns in Jugoslawien keine Zukunft gab, obwohl meine Mutter an ihrer Heimat Jugoslawien hing. Mein jüngerer Bruder war im Lager gestorben. Im Mai 1947 wurde ich auf eigenen Wunsch ins Konzentrationslager überstellt. Nach penibler Vorbereitung wagten wir nachts den Fluchtversuch. Kurz vor der ungarischen Grenze wurden wir aufgegriffen und in ein Gefängnis gesteckt. Meine Mutter wollte daraufhin aufgeben. Ich drängte jedoch auf einen weiteren Versuch. Im Juni 1947 gelangten wir über Ungarn nach Österreich. Wir ließen uns in der Steiermark nieder.

Hier arbeitete ich zunächst als Kleinknecht, auch meine Mutter und meine ältere Schwester waren in der Landwirtschaft tätig. Dann erhielt ich die Möglichkeit, in einer Art Arbeiterschule ein kondensiertes Gymnasium zu machen. Auf diese Weise waren die Auslagen für meine Mutter und meine Schwester noch tragbar. Erst als mein Vater nach fünf Jahren aus der Sowjetunion zurückkam, wurde es für die Familie besser. Nach vier Jahren wechselte ich an ein öffentliches Gymnasium nach Bischofshofen, wo ich 1953 mein Abitur machte.

Was waren Ihre Lieblingsfächer während der Schulzeit?

Griechisch, Deutsch und Geschichte. Deutsch als Fach hatte ich erst in der Schule in Österreich. Ich musste dafür sehr viel tun, um den Rückstand aufzuholen. Ich spürte aber, dass ich schreiben kann, und bis zum Abitur war ich recht weit gekommen. Ich begeisterte mich neben der Literatur fürs Theater. Ich begann auch zu schreiben. Früher habe ich Arbeiten leider oft zu schnell aus der Hand und in den Druck gegeben. Mit dem Alter wurde ich viel sorgfältiger.

Was geschah nach dem Abitur?

Ich ging ins Missionshaus Sankt Gabriel, in Mödling bei Wien, um Missionar zu werden. Die Ausbildung beginnt mit dem Jahr Noviziat. Diese Zeit ist mit geistlichen Übungen und Handarbeit ausgefüllt: Vorträge, Exerzitien, Meditation, geistliche Lektüre, sehr viel stille Zeiten. Der Kandidat soll sich eben klar werden, ob er für diesen Beruf taugt. Mir kamen jedoch Zweifel, ob das der richtige Weg für mich sei.

Damals lebte in St. Gabriel Paul Schebesta, der gerade von seiner vierten Pygmäen-Expedition aus dem Kongo zurückkam. Er war eine sehr faszinierende Persönlichkeit; er begeisterte mich für die Ethnologie und für die Afrikamission. Er war Dozent im Missionshaus. Nach dem Noviziat ging ich immer in seine Seminare. Man legte allerdings Wert darauf, dass die theologischen Fächer nicht unter der Ethnologie leiden. Neben Philosophie und Theologie wurden noch ausgiebig Musik, Chorgesang, Sakralarchitektur und Rhetorik gepflegt. Aber die Ethnologie war letztendlich das Fach, für das ich am meisten arbeitete. Schebesta war ja lange Zeit in Afrika gewesen, zunächst als Missionar, dann als Ethnologe.

Wie muss man sich Paul Schebesta als Person vorstellen?

Er war Mähere und beherrschte viele Sprachen. In den 1950er Jahren gab es in Afrika zahlreiche Befreiungsbestrebungen. Schebesta setzte sich sehr für Afrika ein. Seiner Meinung nach brauchte man Missionare, die gute Ethnologen sind, um ein afrikanisches Christentum zu kreieren. Es dürfe nicht einfach das europäische Christentum dorthin verpflanzt werden. Ich fand seine Aussagen vollkommen richtig, obwohl er von den Theologen schief angeschaut und kritisiert wurde. Er war die weltläufigste Person in St. Gabriel und hielt auch in Wien Vorlesungen. Er hat sich für Medizin interessiert und so wurde das auch für mich ein Thema. Dazu war Albert Schweitzer damals in aller Munde. Im Missionshaus gab es für die über 200 Personen eine große medizinische Abteilung. Während meiner Ferien war ich wiederholt zum Lernen in Wiener Krankenhäusern und arbeitete dort mit. Während meines Theologiestudiums versorgte ich auch gemeinsam mit Kommilitonen die medizinische Abteilung des Hauses.

In einem Wiener Krankenhaus sah man mein Interesse für Medizin. Der Chef des Krankenhauses fragte mich eines Tages, ob ich nicht Medizin studieren wolle. Sein Haus würde mir die ganze Ausbildung finanzieren. So stand ich vor der Frage, ob ich nun Missionar oder Arzt werden sollte – das war eine sehr schwierige Entscheidung. Doch ich dachte, dass ich nach der Ausbildung zum Mediziner wahrscheinlich in Wien hängen bleiben würde und nicht, wie ich es eigentlich vorhatte, nach Afrika gehen könnte. So entschied ich mich für die Ausbildung zum Missionar. Für die Medizin interessierte ich mich weiterhin und später, als ich mit einer ganzen medizinischen Ausrüstung nach Afrika ging, hat mir das auch viel geholfen.

War Pater Schebesta der einzige Ethnologe in St. Gabriel?

Ja, er war der einzige Ethnologe. In St. Gabriel ist 1906 die Zeitschrift »Anthropos« gegründet worden, 1932 kam das

Interview vom 31.03.2009, durchgeführt in der Frankfurter Privatwohnung von Josef Franz Thiel (Freigabe durch J.F. Thiel am 04.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Anthropos-Institut hinzu. Ab diesem Zeitpunkt waren viele bekannte Ethnologen dort, aber sie sind selten geblieben. Hermann Baumann kam nach dem Anschluss Österreichs nach Wien, Pater Wilhelm Koppers musste ihm Platz machen und ging nach Indien. Wilhelm Schmidt setzte sich mit der Instituts-Bibliothek in die Schweiz ab, an die Universität Fribourg. So blieb nur Schebesta; gelegentlich kam Martin Gusinde von seinen Reisen vorbei, aber damals nur für kurze Aufenthalte.

Es gab also Verbindungen zwischen St. Gabriel und der Universität in Wien?

Ja, es gab einen regen Austausch. Der Wiener Lehrstuhl wurde ursprünglich von St. Gabriel aus bedient: Neben Wilhelm Koppers war auch Herr Stiglmayr aus St. Gabriel dort, er wurde der Assistent von Josef Haekel.

Ich erinnere mich auch noch an Robert von Heine-Geldern, der nach dem Krieg nach Wien zurückkehrte. Er war ein ruhiger Mann und ich halte ihn auch heute noch für einen hervorragenden Wissenschaftler. Dann gab es noch Walter Hirschberg, der etliche Jahre nach dem Krieg wegen seiner braunen Vergangenheit Lehrverbot hatte. Koppers und von Heine-Geldern hatten sich dafür eingesetzt, dass er eine Professur bekam.

Was für ein Mensch war Wilhelm Koppers?

Er war sehr gutmütig. Er hatte ein ungeheures Wissen, aber er war ein sehr schlechter Lehrer. Er las seine Vorlesungen wirklich vor, und zwar recht monoton. Martin Gusinde hingegen konnte sehr gut reden. Er war auch ein guter Fotograf – jedoch, meiner Meinung nach, kein guter Wissenschaftler; er ist oft unpräzise.

Wer waren damals Ihre Kommilitonen?

An der Wiener Universität war ich damals nur sporadisch. Zu Beginn eines Semesters hieß es, es gebe zwölf Hauptfachstudenten, darunter sei eine Frau. Damals studierten H. Jungraithmayr, Peter Fuchs, sowie Kreiner, Stagl, Stiglmayr und einige weitere Personen. Die Ethnologie war damals mit der Vor- und Frühgeschichte und den sprachwissenschaftlichen Fächern in engem Kontakt. In St. Gabriel waren unter anderem Klostermaier, Fabian, Hutterer, Loiskandl und Hohegger Kommilitonen von mir. Wir sind aber in alle Winde zerstreut worden.

Wurde Ihnen als Student auch die Kulturkreislehre nahe gebracht?

Die war im Grunde damals schon tot. Schebesta hielt sich nicht mehr daran, obwohl noch Elemente der Kulturkreislehre in seinem Werk zu finden sind. Es wäre ja auch ein Affront gegen den allmächtigen Wilhelm Schmidt gewesen, sich gar nicht auf seine Theorien zu beziehen. Dies lässt sich vor allem am «Urmonotheismus» der «Urvölker», zu denen die Pygmäen Zentralafrikas und die Negrito Ostasiens zählen, aufzeigen. Die Kriterien zur Erstellung von Kulturkreisen wurden zwar gelegentlich noch diskutiert, aber meist um zu zeigen, dass sie am grünen Tisch entstanden sind und die Realitäten nicht darstellen.

Haben Sie Wilhelm Schmidt noch selbst kennen gelernt?

Ich habe ihn einmal gesehen, und zwar 1952, als er in Wien auf dem IV. Internationalen Kongress für Anthropologie und Ethnologie zu dessen Präsidenten gewählt worden ist. Am 10. Februar 1954 ist er gestorben – damals war ich gerade Novize und wurde ausgewählt, ihn mit einigen Confratres auf dem Friedhof von St. Gabriel zu Grabe zu tragen. Er war ein hochgewachsener Mann, sehr belesen und mit großer Detailkenntnis. Er sprach mehrere Sprachen. Er hatte weder ein Abitur noch eine Promotion. Er war sechsfacher Ehrendoktor.

Seine Betonung der Hochgott-Idee war für mich anfangs faszinierend, doch als ich mit den Menschen in den Dörfern des Kongo lebte, bemerkte ich, dass Religion eben nicht nur aus dem Glauben an ein Schöpferwesen besteht. Man muss den Religionsbegriff weiter fassen, sich auch mit Ahnenkult und Fetischverehrung beschäftigen, denn auch das sind meist genuin religiöse Erscheinungen. Bei uns wird «Fetisch» immer negativ konnotiert. Ich persönlich habe die Erfahrung gemacht, dass es sich meist um echte religiöse Kräfte handelt. In Zentralafrika ist es heikel, jemanden zum Christen zu machen, wenn man ihm gleichzeitig Ahnenkult und die Verehrung der Klan-Fetische verbietet. Da die Wirtschaft und die Sozialstruktur auf diesen Mächten beruhen, wird man sie in die Klandestinität abdrängen, wo sie aber weiterleben. Wahrscheinlich werden diese Mächte mit der Zeit weniger Einfluss ausüben. Ob sie aber ganz verschwinden werden, wage ich zu bezweifeln. Wir haben bis heute in unserem Christentum nicht-christliche Elemente, nur wissen die meisten Menschen nicht darum. Anfangs war es wahrscheinlich Synkretismus, aber jetzt ist es christliches Brauchtum. Wegen solcher Gedanken und Reden hatte ich mit afrikanischen Priestern und christlichen Theologen auch wiederholt Auseinandersetzungen.

Interview vom 31.03.2009, durchgeführt in der Frankfurter Privatwohnung von Josef Franz Thiel (Freigabe durch J.F. Thiel am 04.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Würden Sie sagen, dass es heute noch möglich ist, sowohl Ethnologe als auch Missionar zu sein?

Ja, ich schon. Ich wollte den Afrikanern kein europäisches Christentum „andrehen“, sondern zentrale christliche Ideen mit ihrer Kultur und Religion verbinden. Die meisten Afrikaner sind durch und durch religiös. Man kann mit ihnen stundenlang über Religion reden, und das vor allem dann, wenn sie merken, dass man ihre Religion genauso ernst nimmt wie ich mein Christentum. Ich hatte natürlich auch den Vorteil, dass ich nie einen Dolmetscher benötigte. Heute allerdings hätte ich nicht mehr die Kraft wie damals, in den 1960er Jahren, als junger Mensch: Ich war immer allein im Feld, weil ich mit den Leuten dort leben wollte. Ich hatte eine große Begeisterung. Insgesamt habe ich vielleicht ein Dutzend erwachsener Personen getauft, mehr nicht. Ich sah meine Berufung eher darin, Schulen gut zu führen, in den Dörfern zu predigen, mich um Kranke zu kümmern und immer Zeit zu haben für die Menschen. Das Christentum ist auch nicht aus dem Nichts entstanden, es hat Anleihen aus heidnischen Kulturen gemacht und daraus ein neues Ganzes geschmiedet.

Ein Punkt fällt mir bei vielen jüngeren Ethnologen auf: sie beherrschen nicht die Sprache des Volkes, über das sie schreiben. Doch wie will man dann mit den einfachen Leuten vor Ort reden? Entweder man braucht Dolmetscher oder man kommuniziert ausschließlich mit den Eliten in westlichen Sprachen.

Sie sehen also eine stärkere Fokussierung auf die einheimischen Eliten?

Ja, sehr stark. Natürlich gibt es noch immer Ethnologen, die ein Jahr lang im Feld forschen und auch gute lokale Sprachkenntnisse haben – doch es werden immer weniger. Ich habe an die 500 Gutachten für die DFG geschrieben und bemerkte diese Entwicklung auch in den Anträgen. Beispielsweise wurde ein Antrag gestellt: Zwei Personen wollten für sechs Wochen durch Westafrika reisen, um zum Thema Hexerei zu forschen, und zwar bei drei verschiedenen Ethnien. Die einzige Sprache, die beherrscht wurde, war Französisch. Trotzdem wurde der Antrag genehmigt. Solche Sachen gibt es öfter, wobei ich das nicht verallgemeinern möchte.

Wann begann Ihre Tätigkeit als Gutachter?

Die begann in den siebziger Jahren, Frau Far-Hollender hatte mich diesbezüglich des öfteren angesprochen. Auch in Frankfurt, als ich am Museum tätig war, war ich fast immer Gutachter. Ebenso im Kölner Sonderforschungsbereich über das südliche Afrika.

War die Sprachausbildung in der Zeit, als Sie als Gutachter anfangen, noch entscheidender?

Ja, man hat sehr darauf geachtet. Man konnte damals auch noch nicht mit dem Flugzeug überall hin, das Reisen dauerte länger und war weniger selbstverständlich. Man war zudem am Ort der Forschung sesshafter, die Infrastrukturen waren meist weniger ausgebaut. Jeeps waren rar.

Herr Oberem, der Altamerikanist in Bonn, verlangte beispielsweise von den Studierenden, dass sie Quechua lernten. So wurde die Anzahl der Interessenten von vornherein halbiert, viele blieben weg. Klar, man kann nicht alle Sprachen lernen und oft gibt es auch unzählige Dialekte. Es ist daher sinnvoll, auf relativ kleinem Raum zu arbeiten und eine Sprache zu wählen, mit der sich auch unterschiedliche Gruppen verständigen können, beispielsweise Hausa. Wenn man über sein Forschungsgebiet hinausgeht, sollte man solche Autoren konsultieren, die mit den Menschen auch zu sprechen vermochten.

Kamen Sie als Student in Wien und in St. Gabriel auch mit anderen Ansätzen in Berührung, etwa der Ethnozoologie oder der Kulturmorphologie?

In der Hauptsache wurde die Wiener Schule gelehrt, die Soziologie hatte damals einen schlechten Stellenwert. Heine-Geldern beschäftigte sich mit Objekten und unterrichtete auch zu Verwandtschaftsbeziehungen. Mühlmann war natürlich bekannt, doch galt er im Anthropos-Institut als *persona non grata*. Ich war der Erste, der ihn zu einem Vortrag ins Institut einlud, wobei die Alten - wie Höltker, Hermanns und Mahringer - sich dagegen aussprachen. Mitte der siebziger Jahre war Mühlmann noch gut in Form, sein Vortrag und die Gespräche danach wurden sehr positiv aufgenommen.

Zwischen 1961 und 1971 verbrachte ich knapp fünf Jahre im Kongo. 1964 ging ich nach Paris, um afrikanische Soziologie zu studieren. Während meiner Missionsarbeit hatte ich festgestellt, dass man ohne Soziologie keine richtige Mission betreiben kann – man muss die Strukturen der jeweiligen Gesellschaft kennen. Daher wandte ich mich in Frankreich Georges Balandier zu. Dort studierte ich unter anderem auch bei Denise Paulme, Louis-Vincent Thomas und

Interview vom 31.03.2009, durchgeführt in der Frankfurter Privatwohnung von Josef Franz Thiel (Freigabe durch J.F. Thiel am 04.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Paul Mercier. Balandier lehrte hauptsächlich seine politische Soziologie und wurde später der Nachfolger von Georges Gurvitch; er bekam also den Durkheim'schen Lehrstuhl. Dort war er offiziell ein reiner Soziologe, aber inhaltlich hatte sich zu früher wenig geändert. Als ich bei ihm promovierte, fragte er mich, ob ich Doktor der Soziologie oder der Ethnologie sein wolle – Anthropologie durfte man damals in Paris noch nicht sagen. Ich entschied mich erst für Soziologie, doch der Direktor des Anthropos-Instituts riet mir, als Ethnologe zu promovieren, was ich dann auch tat.

Ihre Form der Ethnologie entstand also aus zwei Hauptströmen – der Wiener Schule und der Pariser Soziologie Afrikas?

Ja, ich überdachte damals vieles von früher: die Physische Anthropologie, die in meiner Ausbildung noch eine Rolle spielte, habe ich ganz *ad acta* gelegt, die Gottesidee à la W. Schmidt war für mich kein zentrales Thema mehr, an Totemismus und Mutterrecht hatte ich ebenfalls weniger Interesse. In Balandiers Vorlesungen saßen meist um die 300 Personen, in seinen Seminaren waren wir bis zu 80 Studenten, es liefen mehr als 100 Doktorarbeiten über ihn. Es kam zu einer freundschaftlichen Beziehung zwischen meinem Doktorvater und mir. Als ich dann das Promotionsthema auswählte und etwas zur politischen Soziologie machen wollte, fragte er mich, warum ich denn nicht über Religion schreiben wolle, schließlich läge mir das doch näher. Ich war überrascht und meinte, dass er sich doch gar nicht für Religion interessiere, worauf er erwiderte, dass das nicht stimme. Er holte eine total zerlesene Bibel hervor und sagte, dass er Religion sehr spannend fände, aber mit ihr seine Probleme habe. Und so promovierte ich mit dem Thema »La situation religieuse des Mbiem«. Die Mbiem sind eine Untergruppe der Bayansi, die an den Unterläufen von Kwango und Kwilu siedeln.

1969 gingen Sie wieder nach Deutschland, um am Anthropos-Institut Ihre Doktorarbeit fertig zu schreiben. Welche Stellung hatte das Institut damals innerhalb der deutschen Ethnologie?

Ich war vor 1969 nur sporadisch und immer nur für wenige Tage in Deutschland. Im Frühsommer 1969 kam ich ans Institut, um an der großen Bibliothek meine These fertig zu schreiben. Ende des Jahres wollte ich wieder zurück in den Kongo. In dieser Zeit kam es zu Differenzen mit meinem neuen Oberen im Kongo: Er sah keinen Sinn darin, mich ethnologisch arbeiten zu lassen. Als der Direktor des Instituts davon hörte, bot er mir an, ich könne am Institut bleiben und Redakteur der Zeitschrift sowie der Serien werden. So kam es dann auch.

Ich war mit Abstand das jüngste Mitglied des Instituts vor Ort. Die übrigen Mitglieder waren im Pensionsalter; sie waren in ihrem Fachgebiet bekannt und geschätzt. Die Zeitschrift hatte drei Doppelhefte im Jahr mit circa 1000 Seiten, sie ging in 80 Länder. Ein Drittel wurde in den USA abgesetzt. »Anthropos« hatte damals im Ausland wahrscheinlich ein stärkeres Echo als im deutschsprachigen Raum. Die wichtigste Aktivität des Instituts war also die Herausgabe der Zeitschrift und der Serien.

Nach meiner Habilitation - 1974 an der Universität in Bonn - blieb ich noch gut ein Jahrzehnt am Institut. Am 1.1. 1985 kam ich als Direktor an das Museum für Völkerkunde in Frankfurt und habilitierte mich um, nach Mainz. In Frankfurt bekam ich den Eindruck, dass die ethnologischen Museen des deutschsprachigen Raumes nur wenig miteinander zu tun hatten, außer sie brauchten Leihgaben für eine Ausstellung. Ich lud die Direktoren nach Frankfurt ein, um sich über gemeinsame Probleme auszutauschen. Die Sache kam so gut an, dass sich die Direktoren noch heute treffen.

Als ich 1993 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) wurde, regte ich mit Hilfe der Kollegen Münzel und Kohl an, dass sich auch die Institutsleiter treffen sollten. Kollege Münzel hat zunächst die Treffen in der Dammühle bei Marburg organisiert. Zur Zeit finden die Treffen an wechselnden Orten statt.

In den sechziger Jahren schienen die Fachtagungen ja hauptsächlich von den Direktoren und Ordinarien bestimmt, während in den siebziger und achtziger Jahren vor allem die Doktoranden und Studenten sehr präsent waren. Wie erklären Sie sich das?

Ich glaube, viele der Professoren haben die Tagungen nicht mehr gebraucht. Ich bemühte mich als Vorsitzender der DGV immer und lud sie ein, doch viele kamen nicht mehr. Es fand auch kaum eine Durchmischung - etwa zwischen Museumsleuten und Institutsleuten - statt. In früherer Zeit waren noch einige Ordinarien und Museumsdirektoren anwesend und hielten Vorträge, doch zogen sie sich zurück.

An den Museen braucht man jetzt immer mehr Eventmanager, man macht spektakuläre Ausstellungen, um viele Leute anzuziehen. Dagegen habe ich mich immer gesträubt. Wenn Museumsleute, die Wissenschaftler sind, sich nur auf das Popularisieren beschränken, dann sind sie in ein paar Jahren innerlich leer. Man muss weiter forschen, um immer wieder Neues bringen zu können, denn ein Objekt beantwortet immer nur jene Fragen, die man an das Objekt stellt. Das unveränderliche Objekt an sich gibt es nicht. Daher denke ich, dass man in der Ethnologie nie ohne Theorie auskommt. Als ich in Afrika forschte, waren meine Fragen immer aus meinen vorherigen Überlegungen hervorgegangen, sie waren

theoretisch fixiert. Nehmen wir ein Beispiel: Ein Freund von mir, er stammt aus Portugal, forschte in Angola. Er hatte auch bei Balandier studiert und war - anders als ich - überzeugter Marxist. Wir hielten in einem Seminar jeweils ein Referat über Ethnien, die beinahe identische politische Strukturen aufwiesen; er zu Angola, ich zum Kongo. Die Zuhörer mussten den Eindruck gewinnen, dass wir von ganz verschiedenen Reichsstrukturen sprachen. Man geht also immer voreingenommen an die Dinge ran und hat einen Fokus, der andere Teile ausblendet. Ich bin der Ansicht, dass Ethnologen selten mehr als zwanzig Prozent Wahrheit in ihren Aussagen haben. Der Grund ist nicht nur, dass wir voreingenommen sind, sondern dass wir Aussagen deuten, wenn wir nicht gerade reine Ethnographie betreiben.

Hat also die fehlende gegenseitige Wahrnehmung innerhalb der deutschsprachigen Ethnologie etwas mit den unterschiedlichen Arbeitskontexten und Fragestellungen zu tun?

Sicherlich. Beim Thema Museums- und Universitätsethnologie versuchte ich zum Beispiel darauf zu achten, dass auch die Kustoden mal eine Vorlesung hielten, damit auch sie mit der Jugend und dem Wandel der Ideen in Kontakt kommen. Auch bei mir selbst stelle ich fest: Seit zehn Jahren bin ich pensioniert, ich lehre nicht mehr, ich lese nicht mehr alle Zeitschriften; ich bin somit von den modernen Fragestellungen bereits sehr weit weg. Aber während ich an der Universität war, bekam ich alles mit. Die Studenten stellen teilweise auch recht freche Fragen, obwohl sie heutzutage, im Vergleich zu den siebziger Jahren, recht zahm geworden sind.

Hinzu kommt, dass man als Ethnologe Zeit braucht, um sowohl seine Forschungen gewissenhaft zu machen als auch eine gute Lehre vorzubereiten. Das wird aber in immer geringerem Maße ermöglicht. Dieses Defizit gibt es im musealen Bereich genauso wie im universitären – wobei das sicher auch fachspezifisch ist.

Wann nahmen Sie erstmals an einer DGV Tagung teil?

1969 an jener in Göttingen, als es zu dem großen Eklat kam. Ich war mit P. W. Saake, dem damaligen Direktor des Anthropos-Instituts, dort. Er war recht entsetzt über das Geschehen bei der Tagung, während ich 1968 in Paris schon ganz andere Sachen erlebt hatte: Damals warfen die Studenten alle Doktorarbeiten, die von Balandier betreut wurden, auf die Straße, in der Rue Saint Jacques. Als nach den Unruhen wieder ein wenig Alltag einkehrte, schlug Balandier vor, einen Studentenvertreter zu wählen, der zwischen ihm und ihnen den Kontakt hält. Er schlug mich für diesen Posten vor, da ich schon etwas älter war und auch mit den verschiedenen Leuten gut konnte. Er reduzierte dann auch drastisch die Anzahl der bei ihm durchgeführten Doktorarbeiten und machte sich nicht mehr die Mühe wie früher. Er war sehr enttäuscht.

Im Vergleich dazu fand ich das, was sich in Göttingen ereignete, gar nicht so schauderhaft. Danach fand in Deutschland für längere Zeit keine große gemeinsame Tagung mehr statt. Ich besuchte, solange ich beruflich tätig war, alle Tagungen. Ich ging aber nicht nur der Vorträge wegen hin, sondern auch, um Kontakte zu pflegen. Für die Zeitschrift musste ich möglichst viele Leute kennen lernen, denn ich benötigte Rezensenten, Artikel, Gutachter. Außerdem hatte ich nicht in Deutschland studiert, ich war deshalb den meisten Ethnologen unbekannt.

Sie hatten damals also eher eine Art Blick von außen?

Ja, genau. Als ich die Redaktion übernahm, hatte ich eher Kontakte nach Österreich, Frankreich und Belgien als zu deutschen Ethnologen. Das musste sich ändern. Durch die lange Kolonialpräsenz der Franzosen gab es viele, die sich für Afrika interessierten. Es gab damals auch sehr viele afrikanische Studenten in Paris. Viele französische Ethnologie-Studenten gingen nach dem Abschluss in die Entwicklungshilfe. Balandier half mir, damit ich Entwicklungshelfern Vorlesungen über afrikanische Kunstgeschichte geben konnte. Die Arbeit wurde gut honoriert. Das war der Anstoß, durch den ich mit dem »Musée de l'Homme« in nähere Beziehung trat, und der Weg führte schließlich bis ins Museum nach Frankfurt. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass nur wenige meiner Professoren deutsche Literatur lesen konnten. Die Professoren in Paris waren sich ihrer Spitzenstellung in Frankreich bewusst. Ich habe niemals gehört, dass sie einen Ethnologen aus der Provinz zitiert hätten, etwa aus Aix oder Nantes. Doch auch in Paris gab es Gruppen, die sich nicht grün waren. Ein solches Beispiel boten Balandier und Lévi-Strauss: Beide hielten parallel - also am selben Wochentag zur exakt gleichen Zeit - ihre Hauptseminare ab, man musste sich für einen entscheiden. Als ich nach einigen Jahren bei Balandier auch mal zu Lévi-Strauss gehen wollte, brauchte ich vom Meister eine schriftliche Erlaubnis dazu. Als ich erwähnte, dass ich meine Doktorarbeit bei Balandier zu schreiben gedenke, war der Seminarraum bei Lévi-Strauss plötzlich zu klein, um mich noch rein zu lassen.

Herr Thiel, wie war Ihr Verhältnis zu Herrn Haberland?

Sehr schwierig. Zum einen galt er für jene, die bei der Tagung in Göttingen nach Veränderungen riefen, als Reaktionär;

Interview vom 31.03.2009, durchgeführt in der Frankfurter Privatwohnung von Josef Franz Thiel (Freigabe durch J.F. Thiel am 04.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

zum anderen konnte er mich persönlich nie leiden und nutzte jede Chance, mir Prügel zwischen die Beine zu werfen. Er wollte beispielsweise nicht, dass ich nach Frankfurt ans Museum komme. Er hatte wohl immer daran zu knabbern, dass er neben der Leitung des Instituts nicht auch noch Direktor des Museums war. Als ich dann 1985 trotzdem kam und meinen Antrittsbesuch bei ihm machte, ließ er mich wissen, dass meine Habilitation eingeschränkt werde, da er der Einzige sei, der in Frankfurt allgemeine Ethnologie unterrichten würde.

Bei der DGV-Tagung in Lübeck, 1985, erzählte ich Herrn Müller aus Mainz von Haberlands einschränkendem Verhalten, woraufhin Herr Müller mich animierte, zu ihm ans Mainzer Institut zu kommen. So ging ich nach Mainz; dort war man froh über mein Kommen. Ich hatte mich 1974 in Bonn für allgemeine Ethnologie habilitiert. In der Jury waren unter anderem die Herren Oberem, Trimborn, Sagaster und Klimkeit.

Wie würden Sie Herrn Trimborn beschreiben?

Er war ein mächtiger, durchsetzungsfreudiger Mann, vor ihm hatte jeder Respekt. Er bezeichnete mich auch immer als seinen Schüler, obwohl ich nie bei ihm studiert hatte. Er war ein sehr guter Amerikanist, hatte vor allem in Peru geforscht und hielt auch Vorlesungen über Afrika. Für ihn war der Gegenstand der Ethnologie das so genannte «allgemein Menschliche». Ich habe seine Bibliothek und seine Fotografien für das Frankfurter Museum gekauft, übrigens auch die Materialien von Herrn Oberem.

Als ich 1969 nach St. Augustin kam, hörte Trimborn gerade auf zu lehren. Lange Zeit gab es keinen Nachfolger, bis schließlich Oberem die Stelle bekam, obwohl Trimborn ihn für die schlechteste Wahl hielt. Ich musste dann allgemeine Ethnologie unterrichten, da Oberem sich vom Minister bestätigen ließ, dass er ausschließlich Altamerikanistik unterrichten müsse. Als er um 1986 plötzlich verstarb, übernahmen Mark Münzel und ich alle Prüfungen im Bereich der Altamerikanistik und der Ethnologie.

Bestanden bereits Beziehungen zum Bonner Institut, als Sie nach Frankfurt kamen?

Ja, die Herren Trimborn und Oberem sowie Frau Roswith Hartmann hatten sowohl Kontakt zur Amerikanistin Karin Hissink, die am Museum tätig war, als auch zu Mark Münzel. Umgekehrt hatten auch mein Vorgänger am Frankfurter Museum, Heinz Kelm und seine Frau - beide Amerikanisten - gute Beziehungen nach Bonn. Frau Kelm war übrigens eine Schülerin von Trimborn.

Abschließend möchte ich Sie fragen, wie Sie die Zukunft des Faches einschätzen.

Ich glaube, das Wichtigste für das Überleben der Ethnologie ist, mit den Universitätskollegen in den Ländern der Forschung zusammenzuarbeiten. Diese haben dort oft bessere Möglichkeiten zu forschen, aber nicht die nötigen finanziellen Mittel. Auch die Museen sollten verstärkt zusammenarbeiten – wir wollen ja nicht deren Objekte einfach mitnehmen, vor Ort soll es auch Sammlungen geben. Leider ist es heute oft so, dass die besten Objekte afrikanischer Kunst nicht in Afrika, sondern in westlichen Museen zu sehen sind. Schuld an der Misere sind Kolonialisten und raffgierige Sammler, aber auch skrupellose Museumsdirektoren, die Objekte verkaufen.

Sehen Sie die Gefahr, dass die Ethnologie zu einer Soziologie wird?

Ich glaube nicht, dass die gesamte Ethnologie zur Soziologie mutieren wird. Es wird immer Ethnologen geben, die sich mehr für Kunst, Religion, Mythen, Symbolik, etc. interessieren als für soziopolitische Strukturen. Es wird ein Nebeneinander diverser Richtungen geben.